

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-61765](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-61765)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährlich 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

II. Jahrgang.

Dienstag, den 2. September 1845.

N^o 70.

Louis Böhner.

Einer der originellsten Menschen ist der Komponist Louis Böhner, der, wenn er nicht wäre wie er eben ist, den größten Tondichtern unsers Jahrhunderts angereicht werden würde. Böhner ist ein Mann von einigen fünfzig Jahren und hat das Aussehen eines echten Vagabonden. Seine Heimath ist ein Dorf bei Gotha; da wies ihm die Gemeinde das Hirtenhaus zur Wohnung an und von hier aus unternahm er seine Kunstreisen, denn er ist eben so groß als Virtuos auf dem Pianoforte, freilich älterer Schule, wie als Komponist. Er reiste natürlich per pedes, im Winter im Schlafrock und dicker Pudelmütze, und gar wenig kümmerte es ihn, ob ihn in den Städten, durch welche er ging, die Buben schaarenweise verfolgten. Jetzt ist er in Thüringen überall so bekannt, daß man ihm nur mit einem Lächeln nachsieht. Im Sommer war sein Ein und Alles ein schwarzer Frack mit kaum zwei Hände breiten Schößen und ein Paar Pantinhosen, die sich indessen ihrer Kürze halber sehr oft in die Stiefelschäfte verirrten. Die Pudelmütze mußte auch im Sommer herhalten. — War er daheim, so vertrat ein Brett, auf welchem die Tasten angegeben waren, die Stelle des Klaviers, darauf übte, darauf komponirte er. — Geld war ihm etwas vollständig Unenträgliches, und er kehrte von seinen, besonders in früherer Zeit ganz rentablen Kunstreisen eben so bettelarm und abgerissen in sein Hirtenhaus zurück, als er weggegangen. —

Einst kam er nach Gotha zum Musikdirektor Walch und bat, ihm eine musikalische Matinee zu arrangiren. Walch mochte nicht, da Böhner seiner unsaubern Originalität wegen in Gotha nichts weniger als beliebt war, ließ sich aber nach manchem

Lamento doch erweichen und sagte ein Honorar von 50 Thalern zu. — „Aber, Böhner, in diesem Aufzuge können Sie doch nicht spielen?“ Böhner besaß seine von diversen Substanzen getigerten Pantinhosen mit sehr niedergeschlagener Miene, plötzlich aber, von einem Gedanken durchzuckt, sagt er: „Daß für werd' ich sorgen, das versteht sich von selbst!“ Spornstreichs begiebt er sich zum Baron W. und läßt sich melden.

„Herr Baron, ich bin Böhner!“

„Böhner?“ sagt W. etwas verblüfft und kramt umsonst in seinem Gedächtnisse nach einer Erinnerung, die ein solches Entrée rechtfertigen könne; der Mann ist ihm, der erst acht Tage in Gotha ist, gänzlich unbekannt. —

„Ja, Böhner, Herr Baron; Sie werden mich kennen, ich werde morgen früh hier spielen und da ich nicht gehörig mit Garderobe versehen bin, ich aber heute Morgen an Ihnen einen ausgezeichneten schwarzen Leibrock mit gleichen Beinkleidern gesehen habe, so wollte ich Sie bitten, mir beide Stücke für mein Concert zu leihen!“

Der Baron ließ den Supplikanten zur Thür hinauswerfen und dieser begab sich, auf den wenigen Sinn für die Kunst und ihre Jünger schimpfend, hinweg.

Walch schaffte von einem Trödler gegen eine Vergütung das Nöthige herbei und Böhner spielte.

„Nun, Böhner“, sagte Walch nach Beendigung des Concerts, „nun gehen Sie nach Hause, kaufen sich einen ordentlichen Anzug und blasen Ihr Geld nicht gleich wieder durch alle Lüfte.“

„Ich habe hier noch zu thun!“ meint Böhner, „morgen gehe ich aber gewiß. Heute Abend besuchen Sie mich, da trinken wir ein Fläschchen mit einander.“



„Böhner, Böhner! verschleudern Sie Ihr Geld nicht wieder; ich werde kommen, wir trinken eine Flasche Bier und die bezahle ich!“

„Wird sich schon finden, adieu! ich logire im Mohren!“

„Im Mohren, Böhner? Sind Sie des hellen Teufels, sind Sie Herzog oder Prinz?“

Aber Böhner ist schon um die Ecke.

Abends geht Walch nach dem Mohren, er wird nach No. 1. gewiesen, wo sonst nur fürstliche Personen logiren. — Im Zimmer sitzt Böhner auf dem Divan, vor sich auf dem Tische vier Wachskerzen, Champagnerflaschen und einen kostbaren Kristallbecher, eine türkische Pfeife im Munde, Kronenthaler Tabak rauchend. Walch bleibt mit offenem Munde in der Thür stehen. „Freundchen!“ schreit Böhner aufspringend, als er ihn erblickt, „vivat die Musik, kommen Sie her, ich warte schon lange auf Sie!“

Walch kann noch immer nicht reden. „Ihr Geld, wo ist denn Ihr Geld, Böhner? Sind Sie besessen?“ stammelt er endlich.

Böhner zieht bei den Worten ein sehr gelangweiltes Gesicht. „Geld?“ sagt er wegwerfend, „Geld wollen Sie sehen? hier!“ und damit greift er in die Westentasche und zieht ein Zweigroschenstück hervor. „Nun wird aber getrunken, nun stecken Sie ein anderes Gesicht auf.“

„Zum Teufel mit Ihnen und dem Trinken! Böhner, das ist all Ihr Geld noch?“

„Haben Sie etwas dawider, Herr Musikdirektor? Mir hat das Glas hier gefallen, es kostet 2 Louisd'or, mir hat die Pfeife gefallen, sie kostet 4 Thaler, ich wollte beim Champagner mit Ihnen einen fröhlichen Abend verbringen, Sie wollen nicht, es gefällt Ihnen das Alles nicht, auch gut!“ und damit hat Böhner das Fenster aufgerissen und Glas, Pfeife und Champagner fliegen auf die Straße.

Eine Viertelstunde darauf geht Böhner in seinem schwarzen Frack, in den Hantelhosen, die sich in den kurzen Stiefelschäften verlieren, beim Mondenschein wieder nach seinem Dorfe und brummt: „Das sollte mir leid thun, daß ich mich des lumpigen Geldes halber ärgerte!“ — Andere, noch weit originellere Charakterzüge theilen wir vielleicht ein andermal mit.

Böhner ist eins von den Genies, die in der Liederlichkeit untergehen. „Nobel liederlich!“ meinte neulich ein junger Künstler, „à la honneur! aber der Kerl ist stotzgemein, schmutzig-liederlich. Jammer schade um ihn!“

Böhner hat schon circa 150 Nummern, theils für Orchester, theils für Pianoforte geschrieben. Er vereinigt, so übertrieben es auch klingt, Mozarts Einfachheit mit Beethovens Gediegenheit. Und doch ist so wenig von ihm bekannt. Ist er in Noth, so verkauft er ein Manuscript, vielleicht die Arbeit eines Vierteljahrs, für 10 Sgr. Oft ist es aber auch schon vorgekommen, daß er nach einigen Tagen zurückgekehrt und seinem Käufer mit Schimpfreden das Haus gestürmt hat, um sein Werk wieder zu erlangen. — Vor einigen Jahren veröffentlichte er einen Katalog seiner Schöpfungen; die Hälfte der Nummern war bezeichnet: Von Buchrern auf schändliche Weise darum betrogen. Darunter waren auch manche, die in bekannten Verlagen erschienen sind und für die ihm Länze u. für Pianoforte als Honorar gegeben wurden, aus denen er sich erst, umhertrödelnd, Geld machen mußte. — Eine seiner besten Sachen ist sein „Ave Maria“, bei Breitkopf und Härtel erschienen. — Böhner hat auch eine Oper geschrieben: „Der Dreierherrenstein.“ Er konnte kein Textbuch aufreiben; was kummerte ihn das aber? er schrieb sie ohne Text mit allen Recitativen, Du- und Terzetten, Chören u. Die Musik ist ein Meisterstück nach dem Urtheile seiner Freunde und Feinde. Sie ist aber noch jetzt ohne Text, und schon sind einzelne Stücke davon verloren. — Seit fünf Jahren schon ist er verschiedene Male todt gesagt worden, aber immer taucht er wieder an irgend einem Orte auf, in seinem schwarzen Frack und seinen getigerten Hantelhosen durch das Land vagabondirend. — Nach einer Privatmittheilung soll er jetzt auf einem Spaziergange nach Berlin begriffen sein.

D. Rpps.

Aus Altona, den 18. August 1845.

(Verspätet.)

Die gestrige Versammlung des hiesigen Mäßigkeitsvereins war von den Vereinsmitgliedern sehr zahlreich besucht. Sie bestand nämlich aus — 15 Personen; fünf neue Mitglieder wurden durch ihre Unterschriften in den Verein aufgenommen. Die Gesamtzahl der Mitglieder des Altonaer-Abbehauser Mäßigkeitsvereins beträgt nun 104 Personen. Man gab die Hoffnung zu erkennen, daß sich in der Zukunft die Zahl neuer Mitglieder noch um ein Bedeutendes vergrößern werde. — Dem Vernehmen nach soll der bisherige Grundsatz: nur in der Entsagung des Branntweins die Beförderung des allgemeinen Wohls zu suchen, — dahin geändert werden: auch auf Beförderung öffentlicher geselliger Vereine hinzu-

wirken; in den geselligen Zirkeln gewissermaßen eine natürliche Gleichheit herzustellen, welche auf dem Lande, wo der Bauernstand der vorherrschende ist, besser passe, als das unnatürliche Vornehmthum, und in diesen Zirkeln durch vertraulichen Umgang einem Jeden ohne Unterschied Gelegenheit zu geben, auf anständige Weise und unbefangenen an Unterhaltungen Theil nehmen zu können, die mehr Einfluß üben auf Sitte und Volksbildung, als die kahle todtte Entsagung des Branntweins. — Dies wäre zu wünschen! Denn so lange die sogenannte vornehmere Klasse der Mittelklasse den Zutritt zu ihren geschlossenen Zirkeln verweigert, wird die Mäßigkeitsache im Allgemeinen keinen bedeutenden Einfluß zu erwarten haben. Nach den neuesten Berichten sollen die Mäßigkeitsvereine im Großherzogthum Oldenburg mit Einschluß der Frauen und Kinder bereits an 7800 Mitglieder zählen, wovon der größte Theil im Münsterlande ist. Dies schnelle Emporkommen der Mäßigkeitsache im Münsterlande liegt nicht, wie man hier glaubt, allein in dem Einflusse des Kaplan Seling, sondern mehr in dem geselligen Umgange, der dort herrscht, und wo der herrscht, da nur kann die Mäßigkeitsache gedeihen. Wenn daher den hiesigen Mäßigkeitsfreunden das Wohl ihrer Nebenmenschen so sehr am Herzen liegt und sie überhaupt Volksbildung befördern wollen, so dürfen sie nur ihre bisherige Gewohnheit ablegen, nicht mit so ängstlicher Genauigkeit klassifiziren und ihre geschlossenen Klubs in allgemeine, für jeden Anständigen zugängliche Unterhaltungsklubs verwandeln. So lange dies nicht geschieht, wird die so sehr gepriesene Mäßigkeitsache einer tauben Rufe gleichen. e. *)

Einiges aus der Nachfeier der Ovelgöner Thierschau.

Wandelnd an der Seite eines Freundes, kam ich im Finstern vor ein Wirthshaus, wo ich die angekündigten schmetternden Töne der Trompeten, Posaunen, Pauken u. s. w. vernahm. Wir gingen näher, in der Voraussetzung, daß wir auch hier ein solches buntes Durcheinander wie an dem verlebten Tage auf dem Platze der Thierschau — mit Ausnahme des Viehes — finden würden: aber wie hatten wir uns getäuscht! Ob es die Folge von dem Anblick der grünen und gelben am Tage des Festes gesehenen Dekorationen war, ich weiß es nicht; genug, es wurde uns grün und gelb vor den Augen! — Das war ein Leben! — Da ging es gewaltig vornehm her.

*) Nur immer tapfer gefochten; wir wollen uns die Mühe nicht verbrießen lassen. D. B.

Daß namentlich bei einem Feste wie das gewesene der Bauer gewöhnlich die erste Violine spielt, wird keinem auffallen, daß sich auch einige Petitmaitre und beutellere Pedanten von Nah und Fern eingefunden, um die Prämienfelder einiger Splendiden mit zu verschampagnern, ist auch gerade kein Wunder; denn wenn auch die Mäßigkeitsvereine die unmäßigen Trinker etwas vermindert haben, so giebt's doch noch Trinkschleicher genug, — die sich gerne da einfinden, wo es heißt: prost! Harin! kost'et nick! —

Das erste, was uns beim Eintreten in's Tanzlokal auffiel, war der verdammte Kasengeist. — Damen à la mode mit Viktoria-Ballschuhen, acht Glaskleiderhagons, und mit goldenen Halsgeschmeiden aus der berühmten Fabrik von Ks. in Osnabrück, nagelneu — denn die Preisvignette war noch zu sehen — rümpften, obgleich sie es zu Hause wohl gewohnt sind, auf sehr niedrigen Stühlen zu sitzen, ihre Nasen und schnitten Gesichter, wie sie Hogarth in seinem Gemälde: „Der Hahnenkampf“ dargestellt, sobald sich Personen blicken ließen, die nach ihrer Meinung niedriger als sie selbst standen. Kommt, Zette und Auguste, es wird gar zu gemischt, laßt uns gehen! sagte Antonette, aber sie gingen nicht; denn es war noch ein Magnet da, der sie zurückhielt. — Wir sahen einen anscheinend soliden Bürger, der sich anschickte, auch mal Numdum zu machen, da war aber das Pech heiß! — Sogleich kommt auf Requisition einiger Pedanten ein Abgeordneter des Wirths, zieht den unberufenen Tänzer bei Seite und erklärt ihm, er möge sich des Tanzens enthalten und sich entfernen, während, wie wir hörten, ein Kollege von ihm ungenirt willkommenen Gast war. — Doch was thut nicht eine Silbertrefse?! —

Obgleich wir nun, um die Nachfeier des Festes dort mit zu begehen, eingeleitet waren, verließen wir doch mit gerechtem Ingrimm ein Lokal, wo alle Humanität mit Füßen getreten wurde.

Des Morgens hörte ich den Trompeten- und Posaunenschall auf der Straße; ich gucke aus dem Fenster und sehe, was wohl zu erwarten stand, schachmatte Gesichter, schwere Köpfe und wacklige Beine. Auch sollen einige Herren noch Einiges im Wirthshause zurückgelassen haben — doch man spricht nicht gern davon.

Bei Wiederholung von Festlichkeiten, wie die bei der Thierschau in Ovelgönne, wäre es so ganz übel nicht, wenn an sämtlichen Versammlungsorten die Statuten des Volksbildungsvereins niedergelegt würden; der Wirth muß aber auch gebildet und populär sein und muß dergleichen Anträge wie der beschriebene als inhumane zurückweisen. Denn der Anstand, das Be-

tragen muß den Ausschlag bei solchen Gelegenheiten geben, nicht aber der Stand! — Des Handwerkers Geld ist eben so gültig, als das eines Viehzüchters, eines Beamten oder eines Pedellen! — — —
D—e. *Wöchentliches Anzeigenblatt* W. Leop.

Die Kartoffelseuche.

Die gegenwärtig in Holland grassirende und große Bedenklichkeit erregende Kartoffelseuche erstreckt sich leider auch bis in die Gegend von Münster, umfaßt ganz Ostfriesland, wo sie bereits großen Schaden anrichtete, ferner zum Theil unser Münster-, Butjadinger- und Stedingerland, in welchen Theilen sie ebenfalls bedeutende Verheerung anrichtet, und zeigt sich seit Kurzem auch auf einem Theile der Ländereien bei Oldenburg, bis jetzt Gott Lob noch weniger gefährlich. — Daß es dieselbe Krankheit ist, wie in Holland, zeigen uns deutlich die vorhandenen Fälle: die von der Seuche angegriffene Kartoffel ist nämlich auch bei uns in keiner Weise genießbar, weder von Menschen noch von Vieh; sie stinkt förmlich. Leute, die versucht haben, mit solchen Kartoffeln das Vieh zu füttern, sind durch das Aufblähen desselben in große Angst versetzt worden. Es ist also Jedem zu rathen, die angestochenen Kartoffeln zu keinem Zwecke zu benutzen.

Nach dem „Amsterdamer Handelsblatt“ ist die dortige Faulseuche ganz übereinstimmend mit der hier herrschenden: „Anfänglich zeigen sich f. g. Roslflecken auf den Blättern und Stengeln; zuerst werden sie gelb, verwelfen dann und sind bald ganz schwarz, wobei sie wie verbrannt aussehen. Das Uebel beginnt auf einzelnen Stellen und verbreitet sich darauf binnen wenigen Tagen über den ganzen Acker.“ — „Kurze Zeit nachdem das Laub schwarz geworden, sieht man auf den Knollen rothe, purpurne und noch dunklere Flecken entstehen, die sich mehr und mehr ausbreiten; bald darauf geht die Kartoffel in Fäulniß über, sowohl im Boden selbst als bereits herausgenommen und in Böchern oder sonstigen trocknen Stellen zur Aufbewahrung zusammengeworfen.“ — „Die Faulseuche frisst alle Kartoffeln ohne Unterschied an und hat bis jetzt in einem kleinen Theile von Holland wohl eine Ernte von einer Million Malter vernichtet.“ — Bei uns wird vorzugsweise die blaue und rothaugige Kartoffel von der Seuche angegriffen, während man an den übrigen Sorten noch wenig oder gar nichts bemerkt hat. Auch scheinen besonders die Kartoffeln auf niedrig und feucht gelegenen Ländereien von der Seuche ergriffen zu werden.

Es wäre wohl der Mühe werth, der Ursache dieser Seuche nachzuforschen. Nach Einigen liegt sie in der Frucht selbst, und es soll nachgerade nöthig erscheinen, daß man die Kartoffel einmal durch Samen verneue. Kundige Landwirthe würden sich ein großes Verdienst dadurch erwerben, wenn sie hierüber etwas veröffentlichten.

Die holländische Regierung hat bereits in einer Bekanntmachung den Genuß der kranken Kartoffeln sowohl bei Menschen als bei Thieren streng verboten, und wahrscheinlich auch schon die bestehende Eingangsabgabe auf Kartoffeln aufgehoben, um die Noth zu lindern, die dort unter diesen Umständen besonders über die ärmere Klasse kommen wird. Sollte nicht auch bei uns eine derartige Maßregel nöthig erscheinen, da besonders im Stedinger-, Butjadinger- und Münsterlande die Aussichten auf eine Kartoffelernte höchst bedenklich sind? G—.

Literatur.

I. Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltender Hauskalender für Jedermann auf das Jahr 1846. Sechster Jahrgang. Mit elf Holzschnitten und der Gratiszugabe eines Notizbuches. Oldenburg, G. Stalling. (8 gr.) Schön ausgestattet, in einem gefälligen Gewande und mit freundlichem Gesichte tritt „der Gesellschafter“ diesmal vor uns, und was seinen Inhalt betrifft, so entspricht derselbe dem Titel vollkommen. Er bringt in verständiger Auswahl des Unterhaltenden und Nützlichen so vieles und so mancherlei, daß wir ihn in Wahrheit als rechten Gesellschafter Jedermann empfehlen können. Sein Werth steht mit dem auffallend billigen Preise in gar keinem Verhältniß.

II. Oldenburgischer Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg auf das Jahr 1846. Neunter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. (12 gr.)

Da der Volksbote nicht minder gehaltreich ist, als der Gesellschafter, so kann man das oben Gesagte mit vollem Rechte auch auf ihn beziehen. Auch hier findet man eine gediegene Auswahl von Sachen unterhalten, moralischen, nützlichen und scherzhaften Inhalts, und bewährt sich der gute Ruf desselben auch diesmal.

Ertrag des Concerts

zur Gründung eines Pensionsfonds hiesiger Kapellmusiker:

Brutto-Einnahme: 269 fl 48 gr. Gold und 1 fl Cour. Netto-Ertrag: 72 fl 7 gr. Gold.

Sonderbar, daß dem Herrn Professor Pott die Mittheilung des Ertrags eines solchen Concerts erst öffentlich abgedrungen werden mußte, da es doch nicht mehr als billig war, das Publikum, welches zum Theil vielleicht nur, diesen Pensionsfond gründen zu helfen, in's Concert ging, ohne weiteres aus dankbarer Anerkennung davon in Kenntniß zu setzen.

Der Beobachter.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährl. 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

II. Jahrgang.

Freitag, den 5. September 1845.

N^o 71.

Brief aus Texas.

Als ich gestern zum Besuch bei meinem Nachbar F. war, kam ein junger Mensch zu ihm und übergab demselben einen Brief aus Amerika, von einem Landmann geschrieben, welcher im Herbst 1844 aus Tadjabingerland mit Frau und Kindern dahin reiste. Der Brief wurde mir zum Vorlesen gegeben und nachdem die Vorlesung gehalten war, wurde noch Manches über denselben unter uns gesprochen und besprochen, ja am Ende beschloßen, ihn der Redaktion des Beobachters mit der Bitte zu übersenden, den Brief, **so wie er ist**, zu veröffentlichen, indem er vielleicht Manchen noch wohl nützlich werden könne.

M.

Shs.

Commenskriege 1845. April 12.

Lieber Schwager u. Schwiegerin!

Von unserer Seereise können wir sonst eben nichts Erhebliches erzählen, als daß wir öfters Sturm hatten; dies machte uns aber eben nicht viel zu schaffen, denn unser Apollo (der Name des Schiffes) ging immer stolz darauf los. Ich habe oft auf dem Verdeck gestanden, mich an dem Mastbaume fest gehalten und mit Vergnügen zugehört, wie das Schiff mit den Wellen kämpfte, jedoch unser tapferer Apollo blieb immer Sieger. — Man wird wenn man auf dem Verdeck ist, oft so naß wie ein Pudel, doch bange braucht man nicht zu werden, wenn man nur ein gutes Schiff, einen guten Capitän und muntere Matrosen hat, und dieses hatten wir bestens bei einander. Der Koch betrug sich eben nicht ganz nobel, weil er das Essen je nachdem ihm die Hände geschmiert wurden verteilte. Wäre dieses aber dem Capitän verrathen worden, so würde es ihm schlecht ergangen sein. Capitän Sturje ist gut und soll der beste sein der mit Passagieren fährt. Cap. Hagedorn der das Schiff Ferdinand fährt, soll stolz sein und die Pas-

sagiere hart behandeln, auch das Schiff Wefer soll nicht zu empfehlen sein. Wer uns nachkommt, nehme sich einen guten Schinken, einen Topf mit Butter, etwas Wein und Essig mit. Zulezt bekamen wir Essig genug, auch täglich ein Glas Wein. Ich rathe aber nicht im Frühjahr uns nachzukommen, weil es schon im Winter zwischen den Westindischen Inseln St. Domingo, Jamaica, Cuba &c. bald zu warm wird. Diese Inseln kann man durch Fernröhre vom Schiffe aus deutlich sehn. Hier giebt es im Winter schöne Nächte, mancher Passagier schläft hier des Nachts auf dem Verdeck. Man hat hier noch den Ost Passat; hatten hier oft 17 Segel oben stehn und man kommt sehr schnell nach Galveston. Ist man angekommen, so muß man zum Zollnehmer gehn und einen halben Dollar erlegen. Koffer und Kisten werden nachgesehen, doch nicht auf deutsche Art. Wer Etwas zum Verkaufe bei sich führt, packe es nur unten in die Koffer und Kleidungsstücke und altes Zeug darauf. Nach Öffnung der Koffer &c. wird nur hinein gesehen, womit es gut ist. — Schlimm ist es daß man die Sprache der Menschen nicht verstehen kann, jedoch sind die Menschen gut und zehnmal besser wie in Deutschland die Pannenlecker. Von Galveston nach Houston sind wir per Dampfschiff in einer Nacht hingekommen und zwar auf einem Flusse, wo man die Zweige zu beiden Seiten des Schiffes von den am Ufer stehenden Bäumen fassen konnte. Erwachsene Personen zahlen auf dem Dampfschiffe per Mann 2 Dollar, Kinder unter 10 Jahren die Hälfte, die unter zwei Jahren sind frei. Auch ist ein kleiner Reisekoffer frei, das Ubrige wird nach Quadratsfuß bezahlt, darum alle Kisten recht voll gepackt. Von Houston nach Commenskriege kostet das 100 R 1 Dollar Fracht. — Wer uns nachkommt, halte sich nicht lange in Galveston oder Houston auf. Die Deutschen da sprechen gut, gehen sich dabei aber auch alle mögliche Mühe, um